

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Sächsischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Grüenauerschen Buchdruckerei Otto Grünwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 5. September 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Waisen.

Roman von Ella Haag.

(Fortsetzung.)

Der Autorität des Vaters, wenn sie so entschieden auftrat, wagte auch Frau Ebrot nicht zu widersprechen und so erschien denn, nachdem in der Küche ein wahrhaftes Bombardement von Töpfen und Schüsseln in klirrenden Scherben die Entrüstung der draußen Weilenden genügend bekräftigt hatte, plötzlich wie die Taube mit dem Delzweig, Maud, eine Platte mit Fleisch in den Händen tragend, in dem Rahmen der Thür.

„Na, da bist Du ja, Kleine,“ sagte Ebrot freundlich. Er hatte keine Ahnung, in welche Stellung man seine Nichte herabgedrückt hatte, da man ihm ihr zurückgezogenes Wesen als von ihrem Wunsch ausgehend geschildert hatte.

„Paula sagt, ich soll, — ich muß hereinkommen,“ stammelte sie ganz verwirrt.

„Da stelle nur erst die Platte auf den Tisch, so, und jetzt will ich Ihnen meine liebe Nichte, die Tochter meines verstorbenen Bruders, des Professors Ebrot, vorstellen, ein liebes, braves Mädchen, die unserem Hause nur zum Segen geworden ist.“

Ernst von Bröl aber war sofort bei ihrem Eintritt aufgesprungen und sich tief verneigend, ergriff er ihre Hand, um sie innig und achtungsvoll an seine Lippen zu ziehen.

„Mein Fräulein, ich schäme mich glücklich, Sie endlich kennen zu lernen,“ und dabei preßte er nochmals das kleine Händchen an seine Lippen.

Maud aber entzog ihm mit hohem Erröthen ihre Rechte, und ihr Blick und die ganze holde, märchenhafte Erscheinung illustrierte wohl unbewußt die Worte Oresthens:

„Wie mögt ihr sie nur küssen, sie ist so rauh;
Was hab' ich nicht schon alles schaffen müssen,
Die Mutter ist allzu genau.“

„Da draußen giebt es ja heute Mord und Todtschlag. Die armen Teller und Tassen müssen, scheint es, gehörig bluten,“ lachte Ebrot. „Da muß ich wohl zum Topfgucker werden. Sie erlauben Herr von Bröl.“

„Ich wollte, sie blieben alle draußen,“ sagte Bröl übermüthig. „Sehen Sie, ich verstehe mich auf's Geistercitiren, ein Wort und das holdeste Wesen steht vor mir.“

„Ach, aber Paula zürnt,“ meinte Maud bekommen.

„Da frage ich nicht darnach, ich erfann eine kleine Lüge, Nothlügen sind ja erlaubt,“ scherzte er, „und sofort stellte mir der liebe Oheim seine Nichte, von deren Anwesenheit ich in diesem Hause von Jemand gehört haben wollte, vor, und jetzt sind Sie da und wir wollen einen glücklichen Abend zusammen verleben.“

„Ach, mein Gott,“ stammelte Maud, „mir ist es wie ein Traum, ach, ich will ja nicht klagen, aber —“

„Da draußen,“ unterbrach er sie übermüthig, „ist es fürchterlich, und der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen. Doch gestatten Sie mir eine vielleicht sehr indiskrete Frage, Fräulein Maud. Sie müssen sich doch sehr unglücklich fühlen in diesem Hause, wo man Ihnen einen Ihrem ganzen Wesen widersprechenden Wirkungskreis aufdrängt.“

„Ach ja,“ seufzte Maud. „Doch was soll ich beginnen, ich habe Niemand sonst und mein Onkel ist ja auch mein Vormund.“

„Diese Resignation ist sehr rührend, aber in unserem Jahrhundert nicht mehr am Platz. Ein Mädchen, wie Sie, muß unter solchen Verhältnissen versuchen, sich selbst die Stellung zu erringen, die es durch Geburt und Erziehung auszufüllen berechtigt ist, denn —“

„Maud, öffne die Thür!“ ertönte, hier das Zwiegespräch unterbrechend, Paulas Stimme von dem Vorzimmer her, „ich habe doch nur zwei Arme.“

„Sie, Fräulein Maud, verfügen aber jedenfalls im gleichen Falle über vier Arme,“ lachte Herr von Bröl, indem er aufsprang und scherzend, als wäre er ein Diener, die Flügel aufriß, um sich tief vor der Eintretenden zu verneigen.

Mit hochrothen Wangen, ein Tablett mit Theefanne und Tassen tragend, kam Paula in das Zimmer. Mit mürrischem Gesicht stellte sie alles auf den Tisch und warf sich dann in den Schaukelstuhl. „So, nun schenke ein, wer mag,“ setzte sie ungezogen hinzu.

„Bitte, Herr von Bröl, hier ist Ihre Tasse.“

Maud hatte stillschweigend mit ruhiger Grazie das freigegebene Amt übernommen. Sie reichte dem jungen Mann die gefüllte Tasse. Dabei berührten sich unwillkürlich seine und ihre Hand und sein Auge tauchte tief in das ihre. Paula biß die Zähne zusammen, anstatt sie, wie sie erwartet hatte, zu bitten, ihm die Tasse einzuschenten, achtete er gar nicht mehr auf sie und dieser Blick, oh, — so hatte er sie noch niemals angesehen!

„Wenn Du müde bist, Maud, so kannst Du zu Bett gehen,“ meinte eintretend Frau Ebrot, indem sie an dem Tische Platz nahm.

„Zu Bett gehen! Du bist nicht klug, Mutter, unsere Kinder sind ja noch wach, höre nur, wie vergnügt sie spielen,“ und Maud, eine erwachsene junge Dame, gelt, Kleine, heute will ich einmal Deine Gesellschaft genießen. Du, Paula, bringst dann Deine Geschwister zur Ruhe.“

Lehrer Ebrot merkte absolut nicht, wie er gegen den fein gesponnenen Plan seiner Frau und Tochter handelte; er war viel zu harmlos, um eine Ahnung davon zu haben, wie man Maud behandelte.

„Wir musizieren vielleicht später. Wenn Sie, Fräulein Paula, heute verhindert sind, so kann ja Fräulein Maud, vorausgesetzt, daß sie Lust hat, Sie ersetzen, denn ich hörte, daß sie vorzüglich Klavier spiele,“ sagte Bröt.

„Du lieber Gott, haben Sie aber heute Neuigkeiten. Es scheint, Sie haben in Ihrem Kaffeeklatsch nur von Fräulein Maud gesprochen,“ warf Paula giftig ein.

„Nicht doch,“ entgegnete Bröt gelassen. „Wir besprachen auch noch andere Dinge, z. B. daß die Erziehung junger Damen noch zu sehr an Neußerlichkeiten hängt, und es Zeit wäre, das Leben eines jungen Mädchens zielbewußter zu gestalten, als in dem landläufigen Sinne der absoluten Heirat.“

Paula wollte zornig auffahren, doch besann sie sich. Er sah so harmlos aus, er sprach nur im allgemeinen. „Als wenn man weiter gar nichts thun würde, als sich die Haare brennen,“ sagte sie spöttisch.

„Fräulein Mauds Locken bedürfen keiner Brennschere, darin bin ich Kenner,“ meinte Bröt lachend, „denn auch ich besitze den Vortheil, dieses anrüchige Instrument entbehren zu können.“

Er fuhr dabei leicht mit der Hand durch seinen glänzenden braunen Lockenkopf, wobei der Brillant an seinem Fingerring in allen Regenbogenfarben schimmerte.

„Ja, ja, die Frauenemanzipation macht gewaltig Fortschritte,“ sagte Ebrot gedankenvoll. „Es wäre ja alles gut und recht, kostete es nicht so viel Geld, das dann im Falle einer Heirat nutzlos ausgegeben wird. Wie wenige Familien, gerade der besseren Stände, sehen sich heutzutage in Folge der in allen Dingen gesteigerten Ansprüche in der Lage, ihre Söhne studiren zu lassen; nun erst die Töchter, das verschlingt ja ein Vermögen.“

„Doch nicht, wenn man die Sache genau berechnet,“ erwiderte Bröt lebhaft. „Die moderne Mädchenerziehung in den Instituten mit der Anzahl von ganz unnützigem Girlesanz kommt mir vor, wie eine Tafel von Leckerbissen, von der jede Schülerin ein Theelöffelchen naschen darf. Es fehlt alle Gründlichkeit und jedes Prinzip. Das kostet mehr als ein zielbewußtes Brodstudium. Denken Sie nur die Fülle kostbarer weiblicher Handarbeiten, ich glaube, dieses Material an Perlen und Seide dürfte manchen Eltern ein hübsches Sümmchen im Jahre kosten.“

„Aber,“ warf Maud schüchtern ein, „es ist doch eine große Freude, Jemand, den man lieb hat, mit einer schönen Handarbeit zu überraschen?“

„Gewiß, ich würde z. B. entzückt sein, wenn diese warmen Socken für mich bestimmt wären,“ meinte Bröt neckend auf Mauds Arbeit deutend, die sie mit zierlichem Nadelgeklapper emsig übte.

„Oh, die gehören auch für Jemand, den ich lieb habe, für unseren großen Jungen. Denke Onkel, er hat heute wieder Note 1 in Latein.“

„Das will was sagen,“ höhnte Paula, „ich hätte lauter Note 1, wenn ich Latein studiren würde.“

„So, bist Du dessen so gewiß, Kleine,“ entgegnete Ebrot. „Doch wo ist denn die Mutter hingearthen; ja so, sie bringt die Kinder zu Bett, man hört das obligate Abendständchen.“

Aus dem Nebenzimmer ertönte ein lautes Geschrei; es schien, als wären alle Kinder auf dem gleichen Standpunkt der Opposition gegen das mütterliche Ultimatum, welches lautete: zu Bett! —

„Ich will einmal nachsehen, die Kleinen sind an mich gewöhnt, bitte,“ sagte Maud, indem sie sich erhob.

„Nichts da,“ wehrte Ebrot, „die eigensinnigen Dinger sollen sich an nichts gewöhnen, Du bleibst heute bei uns, überhaupt siehst Du etwas schmal aus, mußt nicht immer in der Küche stecken, es giebt doch auch andere Dinge, die ein junges Mädchen interessiren sollten. Magst Du denn niemals Klavier spielen?“

„Ach, Onkel, wie gerne, aber —“ sie hielt befangen inne.

„Sie wird doch keine Klavierlehrerin werden,“ warf Paula schnippisch ein. „Zu was also das viele Ueben?“

„Du wirst leider auch keine, denn dann hätte Dein fortwährendes Klumpen doch einen Zweck,“ sagte Ebrot lächelnd.

„Noch schöner, mit der Musikmappe von Haus zu Haus,“ schmollte Paula.

„Davor sind Sie sicher, Fräulein Paula,“ meinte von Bröt. Paula warf ihm einen bösen Blick zu. „Sie sind heute unausstehlich, das ist sicher,“ sagte sie kurz.

„Wir wollen eine Versöhnungsouvertüre spielen. Ich habe Tannhäuser mitgebracht. Wollen Sie, Fräulein Paula?“ Mit welch' seltsamem Ton Bröt das sagte, allein das, was Maud auffiel beachtete Paula nicht.

„Ach, die schwere Oubertüre, das wird wohl kaum gehen,“ meinte Paula.

„Warum denn nicht?“

Der Schall blitzte ihm aus den dunklen Augen, er wollte Paula aufs Eis führen, das war Maud klar, denn das verrieth der lange sprechende Blick, mit dem er das süße Aschenbrödel anschauter, das eifrig strickend ihm gegenüber saß.

Paula hatte die Kerzen an dem Piano angezündet. Dann nahm sie an der Seite des jungen Mannes Platz. Welch' ein Kontrast, das edle, feingeschnittene Profil Bröts und das plebejische Gesicht Paulas. Merkwürdig, so häßlich war ihr die Cousine lange nicht erschienen, als in der Nähe des — heimlich Geliebten.

Ja, es half kein Sträuben; Maud hatte ihr Herz entdeckt, sie fühlte sich mit einer allgewaltigen Empfindung, der sie zwar noch keine Worte, ja nicht einmal vollbewußte Gedanken zu geben wagte, zu diesem lebenswürdigen Manne hingezogen, allein wer war sie — eine Ausgestoßene, eine Magd!

Doch das Konzert hatte begonnen. War das Tannhäuser? — Paula war immer um einige Takte zurück oder vor. Mit einer wahren Engelsgeduld fing Bröt stets wieder von vorne an, aber es war alles umsonst. Endlich wurde der junge Mann der Marter müde; er sprang auf.

„Entschuldigen Sie, Fräulein Paula, aber Sie sind außer Stande, die Oubertüre zu spielen.“

„Ich habe es überhaupt heute satt,“ rief Paula, warf die Noten hin und sich selbst schmollend in den Schaukelstuhl.

Fräulein Maud, bitte, wollen Sie es mit mir versuchen?“ fragte Bröt das hocherröthende junge Mädchen.

„Natürlich will sie es,“ sagte Ebrot. „Sie muß die Scharte ausweken, sich für die Cousine opfern, den Namen Ebrot wieder zu Ehren bringen, gelt Paula?“

„Ich bin sehr aus der Übung,“ stammelte Maud verlegen. „Sie müssen Nachsicht haben.“

„Vielleicht wird Herr von Bröt Dir gegenüber zukommender sein,“ höhnte Paula.

Doch die beiden jungen Leute achteten nicht mehr auf die Worte und Blicke der Erzürnten; sie hatten nebeneinander an dem Piano Platz genommen und die Harmonie der jungen sich zu fliegenden Herzen theilte sich in vollster Klarheit dem herrlichen Tonstück mit. Da waren keine Dissonanzen, keine sich unentwirrbar verwickelnden Akkorde, in vollster Reinheit drang das Werk des unsterblichen Meisters durch das stille Zimmer.

Als sie geendet hatten und von dem entzückten Lehrer mit warmem Beifall überschüttet wurden, ergriff Bröt voll Enthusiasmus die Hände Mauds, welche mit vor Begeisterung erglühten Wangen da stand.

„Sie sind ja eine Künstlerin und spielen perfekt vom Blatte. Welche Genüsse stehen uns da noch bevor. Sagen Sie selbst, Fräulein Paula, ist Ihre liebe Cousine nicht Meisterin?“

„Es scheint so,“ erwiderte diese giftig, „doch ich will Sie Ihrem Entzücken ganz überlassen, gute Nacht.“

Paula war außer sich und vergaß in ihrem Aerger alle Ueberlegung, oh, sie hätte sie schlagen können. Doch einen Dent-

zettel sollte sie doch noch haben. Leider ging es ihr aber, wie gewöhnlich dem Bornigen; sie heftete den Denktettel sich selbst, aber nicht der auf, dem er gegolten.

„Daß Du mir heute noch meine Stiefel putzest, am Ende bist Du gar schon zu nobel dazu durch all diese unverbienten Lobhudeleien.“

„Das ist aber stark,“ sagte Bröl vor Entrüstung erbleichend, „Sie behandeln ja Ihre Cousine wie eine Dienstmagd.“

Doch nicht genug, daß Paula diese Bemerkung hinnehmen mußte, ihr sollte noch größere Strafe werden, die sie auch vollständig verdient hatte.

„Puze Du Deine Stiefel nur selber, meine Tochter und damit Du nicht zu schnell fertig bist, so nimm die meinen dazu, die in der Küche stehen, da wir kein Dienstmädchen halten, so müssen eben alle im Haushalte arbeiten,“ setzte Ebrot wie entschuldigend gegen Bröl hinzu.

„Bitte, bitte,“ entgegnete jener lachend, „ich muß mich entschuldigen, daß ich mich da zu einem Worte hinreißen ließ, das mir gar nicht zukommt, aber als Freund des Hauses hoffe ich Verzeihung zu erlangen.“

„Hoffen Sie nur, ich hindere Sie nicht daran, aber die Stiefel rühre ich nicht an.“ Ein dröhnender Schlag der Thüre und Paula war verschwunden.

„Die Kinder wachsen einem über den Kopf,“ brummte der Lehrer.

„Wir wollen rasch Vethe trinken, die Mondscheinsonate, wollen Sie, Fräulein Maud?“

Bald war der Miston vergessen, wie könnte auch Jemand, der Beethoven an die Lippen setzt, noch den bitteren Geschmack einer profanen Bemerkung empfinden.

Dieser herrlichen Sonate folgten andere Meisterwerke und, hingerissen von der überwältigenden Macht der Musik, verlor Maud bald alle Scheu und spielte, was ihr der entzückte Enthusiast vorlegte, so jetzt eins ihrer speziellen Lieblingsstücke „In der Nacht“ von Schumann.

„Wo nehmen Sie nur die Auffassung her,“ rief Bröl, als sie geendet, begeistert aus, „Sie sind doch noch viel zu jung, um so in den geistigen Inhalt eines so tief durchdachten Werkes einzudringen?“

„Ich weiß nicht wie andere fühlen, wenn sie spielen,“ entgegnete Maud, „aber mir wird jedes Musikstück, das zu meiner Seele spricht, zu einem Gedicht, einem Drama, einem Gemälde. Es kann sein, daß der Komponist selbst andere Bilder vor seiner Seele hat als ich, doch verwandt sind sie doch den meinen, denn was sich mir da an geistiger Schönheit aufrollt, spielt sich in dem Rahmen des Titels ab.“

„Doch der Titel gestattet oft verschiedene Auffassungen, z. B. „In der Nacht“; wie viel Bilder giebt es, die sich in diesem Titel zu einem Gemälde formen können. Sagen Sie mir einmal, welches ein Bild, Gedicht oder Drama formt sich Ihnen aus diesem Schumannschen Tonstück?“

„Welches?“

Maud saß an dem Piano, die Hände waren in den Schooß gesunken, die Augen hasteten verklärt, doch wie in weiter Ferne weiland, auf dem aufgeschlagenen Notenblatt.

„Ich sehe eine dunkelgrüne, sammetweiche Wiese mitten im Walde liegen, und auf diese eine offene Kapelle. Ein Meer von schimmernden Mondstrahlen überfluthet den leise nickenden Wald, dessen fast schwarze Baumgipfel mit flüsterndem Säusen sich vor dem in der Kapelle aufgerichteten Kreuze in Demuth neigen. Der dunkelblaue Himmel spannt sich wie ein mit goldenen Sternen gesticktes Zelt über die mit Blumen geschmückte, vom Walde eingeschlossene Wiese. Traumverloren, einsam, athmet die heilige Natur den tiefsten Frieden aus, nur das Rauschen einer neben der Kapelle rieselnden Quelle, das Flüstern des Laubes, das leise Fallen eines

abgestorbenen Blattes, unterbricht die tiefe Stille, doch plötzlich ertönt aus dem Innern der Kapelle ein leises, halbunterdrücktes Schluchzen. Das Licht des Mondes fällt auf den bisher im Schatten gelegenen, einzigen grob gezimmerten Betschemel. Die Gestalt eines Mädchens wird sichtbar, dürftig gekleidet und die thränennassen Blicke zu dem Bilde des Gekreuzigten emporgehoben. Die Welt hat sie ausgestoßen, von Niemand geliebt, von Niemand vermißt, floh sie, die verlassene Waise, in die einsame Kapelle. „Gott, Gott“, schluchzte die gequälte Seele, „höre mich, erbarme Dich meiner Noth.“ — Da schwebt ein Engel herunter und nimmt ihren müden Kopf in seine heiligen Hände. Das Rauschen der Bäume, das Rieseln der Quelle, das Flüstern der Blumen, dies alles wird zu Tönen, es singt und klingt, daß Himmel und Erde sich vereinen, in einander schwimmen, zerfließen in weihvoller Sehnsucht nach Gott, dem Schöpfer von allem!“

Sie brach ab wie aus einem Traum erwachend und blickte angstvoll, beschämt um sich. Gott sei Dank, der Dunkel war hinausgegangen und erregte Stimmen aus dem Nebenzimmer zeigten an, daß Niemand sie belauscht hatte. Doch er — Herr von Bröl.

„Süßes, liebes Mädchen,“ stammelte er, ganz hingerissen von ihrem poetischen Empfinden, „das Gemälde, das sich Ihnen aufrollt, ist so keusch, so lieblich, als sie selbst, doch das ist ja erst der Anfang, ich greife mitten in den Fortissimosatz und ich sehe die holde Gestalt der Weinenden aufgelöst in der Seligkeit der ersten Liebe an der Brust des Geliebten ruhen. Die Nachtigallen flöten, die Sterne flimmern, doch süßer und heller als alles flammt ihr fein Auge in dem entzückten Laut seines Mundes — „ich liebe Dich.“

„Entschuldigen Sie, Herr von Bröl, allein Maud muß noch verschiedenes besorgen, geh' hinaus, draußen giebt's zu thun.“

Es war Frau Lehrer Ebrot, die nach einer gewaltigen Auseinandersetzung mit ihrem Gatten, dem es endlich klar geworden, welche ein Unheil er heute angerichtet, diese Worte ausrufend, eintrat.

„Armes Aschenbrödelchen, allein es soll anders werden, nur Muth und Vertrauen.“ Trotz der Anwesenheit der Tante, zog er die Hand des jungen Mädchens an seine Lippen, indem er ihr leise diesen Trost zuflüsterte.

Maud wagte gar nicht mehr ihn anzublicken, um die Mundwinkel suchte es von verhaltenem Weinen und mit gesenktem Haupt verließ sie lautlos das Zimmer.

„Meine Paula hat furchtbare Kopfschmerzen, das arme Mädchen gönnt sich —“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich bemerkte zu meinem Schrecken, daß ich viel zu lange Sie belästigt habe, bitte meine Empfehlungen an den Herrn Gemahl und Fräulein Paula auszurichten, wünsche gute Besserung.“

Mit zeremonieller Verbeugung sich verabschiedend, sah sich Frau Ebrot, die gerade wegen Paula eine Unterredung gewünscht, in ihren Wänden allein. „Nein,“ schrie sie erbozt, nun war sie ja allein und konnte ihrem Aerger ungehindert Ausdruck geben, „so eine Schlafmütze von Mann, die auf der Gotteswelt nichts versteht, als den dummen Duden das ABC einzudrillen, wirkt mit seiner Blindheit unsern ganzen Plan über den Haufen. — Aber Geduld, Geduld, ich werde diese Schlange von meinem Hause entfernen, morgen laufe ich in alle Verdingungsanstalten, bis ich eine Stelle für sie habe, ganz gleich als was, nur fort von hier! Aus den Augen aus dem Sinn, das wird schon wirken, meine Paula wird Frau von Bröl oder ich will nicht Herr im Hause sein!“

Seltamerweise hatten beide Schwestern Maud und Ilse ein ähnliches Schicksal, denn beiden wurde dasselbe Motto gesteckt, ob mit Erfolg wird die Zukunft lehren! „Aus den Augen aus dem Sinn!“

„Maud,“ schrie sie, ohne Rücksicht auf den zerknirscht schlummernden Gatten und die Kopfschmerzen Paulas.

„Sie wünschen, Tante?“

„Du hast Dich heute benommen, benommen, die raffinierteste Kofette ist ein Lamm an Unschuld gegen Dich, Du mußt aus unserem Hause, denn die Keinheit meiner Tochter könnte von Dir befleckt werden, pfui, pfui, ein so junges Mädchen und schon so schlecht.“

„Ja, um Gottes willen was habe ich denn gethan?“ stöhnte Maud todtenbleich.

„Ich verachte Dich, packe Deinen Krimstrams, morgen hat alles ein Ende.“

„Tante, Tante, um Gottes willen was habe ich denn gethan?“ flehte Maud unter Thränen.

„Ruhe will ich haben, das Weitere wird sich schon morgen finden.“

Frau Ebrot begab sich in ihr Schlafzimmer, das junge Mädchen seinem Schmerze und der Arbeit überlassend, die sich weder sie noch Paula die Mühe genommen hatte, zu thun.

Armes Kind, war denn das noch derselbe Raum, wo sie einige Stunden so unbeschreiblich glücklich gewesen? Sie räumte den Tisch ab, da stand der zierliche Aschenbecher nur halb gefüllt, denn Bröt hatte bald darauf das Rauchen vergessen, sie nahm die Asche, holte eine winzige Vase, die sie einstens von ihrer Mutter erhalten hatte und füllte sie mit der Asche, erstere mit einem Glasstöpsel verschließend. Ein anderes Mädchen hat Blumen, eine Vocke, ein Band, einen Ring — sie hatte nichts als ein Häuflein Asche! Wenig und doch etwas. — Dann strich sie leise, leise, damit ja kein Ton hörbar werden sollte, über die Tasten, aber seltsamerweise immer nur im Paß, warum nur?! Vielleicht weil Bröt beim vierhändig Spielen diesen Part genommen hatte. Dann trug sie die Teller ab und arbeitete unermülich und als endlich alles gethan war, da stieg ein kühler, bleicher Morgen empor und sie eilte in ihr Kämmerchen, um mit frischem Wasser die Spuren der durchwachten Nacht von ihrem Gesichtchen zu waschen, ihr Haar zu kämmen, und in einem innigen Gebet Gottes Gnade herabzusehen für den kommenden Tag.

* * *

Der Kaffee dampfte, Milch und Semmel waren geholt, die Kinder kamen, von Maud geweckt, lärmend aus ihrem Kämmerchen, wahrhaftig, es war rührend dies emsige Schaffen eines so jungen Mädchens, noch dazu, da sie das herbe Schicksal in eine Bahn gelenkt, die ihrer Neigung und Erziehung so ganz entgegen war, allein das wurde als selbstverständlich hingegenommen, kein freundlicher Blick lohnte ihre Selbstüberwindung.

Frau Ebrot hatte heute eine seltsam verbissene Miene, es war, als sage jeder Blick ihrer boshaft schimmernden Augen, „warte nur, mich sollst Du noch kennen lernen.“ (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

E h e g l ü c k.

Ein Gespräch von Fürst D. Golizyn-Murawlin.

„Ist die Herrin zu Hause?“ fragte Boris Pawlowitsch Tschernin, indem er in's Vorzimmer trat.

„Zu Hause,“ erwiderte der Sakai, dessen gemessenes Wesen den Reichtum seiner Herrschaft klarer bezeugte, als all' die üppige Einrichtung des prächtigen Hauses.

Boris Pawlowitsch runzelte die Stirn. Er hatte gehofft, seine Gattin nicht zu Hause zu finden. Das hätte ihm die Möglichkeit verliehen, eine Stunde in ungestörtem Nachdenken zu verbringen. Er warf einen Blick in den riesigen Spiegel des Vorzimmers und bemerkte zu seinem Aerger, daß sein ohnehin nichts weniger als schönes Gesicht sehr blaß war. Jetzt wird ihr erstes Wort wieder sein, sobald sie ihn sehen wird: „Du bist heut in schlechter Laune?“ . . .

Doch verrieth er seine Unzufriedenheit nur mit einem Achselzucken und ging sofort in sein Arbeitszimmer, wo er einen flüchtigen Blick auf den Stoß von Briefen warf, der auf seinem breiten Schreibtische lag. Auf die Klaviertöne laufend, die vom fernen Empfangszimmer herüberdrangen, blieb er nachdenklich in der Mitte des Zimmers stehen. Es war seine Gattin, die da spielte, und die Melodie war eine abscheulich banale. Aha, also die musikalische Stimmung hatte sich ihrer bemächtigt — ein Beweis, daß sie Langeweile hat.

Loris Pawlowitsch wünschte darüber in's Klare zu kommen, warum es ihm eigentlich unangenehm war, daß seine Frau zu Hause geblieben, statt eine Spazierfahrt zu unternehmen, wie sie sonst um diese Zeit zu thun pflegte. Er liebte sie ja, er hatte sie, von ihrer märchenhaften Schönheit bezaubert, aus „wahnsinniger Liebe“ geheiratet. Und diese Schönheit war seitdem immer üppiger aufgeblüht. Kein Wunder, wenn er ihr jetzt ebenso leidenschaftlich zugethan war, wie im ersten Jahr ihres Eheglückes. Heut aber sehnte er sich nach völliger Einsamkeit. Er hatte den ganzen Tag mit geschäftlichen Gesprächen und Abrechnungen zugebracht. Darum war er jetzt müde und brauchte Ruhe. Auch drängte es ihn, lange und tief über etwas nachzudenken.

Früher hatte er vom Leben eines verheirateten Mannes eine ganz andere Ansicht. Er träumte, als solcher werde er mit doppeltem Vergnügen an der Vermehrung seines Vermögens arbeiten, und wenn er heimkomme, von stundenlanger Geistesarbeit ermüdet, werde er in der treuen Anhänglichkeit seiner Gattin neue Kraft für neue Arbeit finden. Der Traum hat sich nicht verwirklicht. Es giebt zwischen diesen beiden Gatten nichts Gemeinsames. Diese Frau ist gleichgültig gegen ihn, bald in Gedanken, bald in der That, nur mit Vergnügungen, Unterhaltungen, Spazierfahrten, mit dem Empfang von Gästen beschäftigt. Allerdings sagt sie manchmal zu ihm: „Ich habe Dich sehr lieb.“ Aber er fragt sich jetzt im Stillen, ob das denn auch wirklich wahr sei.

Ein geringfügiger Umstand brachte ihn heute zum erstenmal auf diesen Gedanken. Kortev, sein Compagnon bei seinen großen Unternehmungen, sagte ihm am Morgen: „Ich an Deiner Stelle würde folgendem Plane mit Freuden zustimmen: Wenn wir unsere Fabriken im Gouvernement Twer verkaufen, so brauchst Du nicht mehr nach Twer zu fahren, brauchst Dich nicht mehr alle Wochen zwei Tage von Deiner Gattin zu trennen. Frage sie um Rath! Sie wird ganz einverstanden sein.“

Kortev lachte laut, er glaubte da einen recht hübschen Scherz angebracht zu haben. Loris Pawlowitsch aber runzelte die Stirn und sah finster drein. Es fiel ihm ein, daß er im Grunde kaum überzeugt sein könne, seine Gattin werde eine besondere Freude an dem Plane haben. Freilich wird sie sagen: „Ich bin recht froh, daß Du dann weniger angestrengt sein wirst.“ Sie wird es aber in dem Tone sagen, in welchem man einem gleichgültigen Fremden eine Liebenswürdigkeit zu sagen pflegt.

„Es ist klar, sie liebt mich nicht,“ flüsterte Tschernin, indem er sich an den Schreibtisch setzte und die Briefe mechanisch öffnete. „Sie liebt mich nicht,“ wiederholte er in Gedanken — „deshalb finde ich an ihrer Seite das exträumte Glück nicht. Sie hat nichts von dem Feuer, das meine Seele durchleuchten könnte. Natürlich hat sie mich nur meines Reichthums wegen geheiratet. Ich bin nicht schön und nicht heiter, ich bin im Gegentheil ernst und finster. Für sie aber liegt die Bedeutung des Lebens in Berstreuungen und Unterhaltungen. Ich bin nicht schön, aber reich . . .“

Er seufzte tief auf, indem er sich in seinem Sessel aus Nußbaumholz zurücklehnte: Solche Schwäche hätte er von sich nie erwartet. In seiner Geschäftsüberbürdung hatte er bisher nur dafür gesorgt, daß er möglichst viel Geld verdiene, um seine Gattin reichlich damit versehen zu können. Sie sollte in den Stand gesetzt sein, nach Belieben davon ausgeben zu können. Mit Küffen und Liebeslügen dankte sie ihm dafür. Heute kam ihm zum erstenmal

der Gedanke, daß er eigentlich nicht den geringsten Beweis von ihrer Liebe besitze. Der Gedanke erfüllte ihn immer mehr und verdrängte alle andern.

Sein rundes, glattrasirtes Gesicht begann konvulsivisch zu zucken, wie es in Augenblicken heftiger Erregung bei ihm stets der Fall war. Er wollte allein sein, wollte diese abgeschmackte Musik nicht länger anhören; er wollte nachdenken, ein Mittel finden, das ihm behülflich wäre, die Wahrheit zu erfahren. So lange der Zweifel nicht geschwunden ist, wird ihm jeder Blick auf seine Gattin Qual und Schmerz bereiten. Er lebt ja doch nur um ihretwillen. . . . Wenn sie ihn nicht liebt, lohnt es sich nicht der Mühe mehr, zu leben. . . .

„Im Alter von vierzig Jahren hast Du ein neunzehnjähriges, armes Mädchen geheiratet, — und da hast Du Liebe von ihr erwartet?“ flüsterte er mit höhnischem Lächeln. Es war aber ein ganz erkünsteltes Lächeln, das dem Weinen nahe stand. Erst in diesem Augenblicke wurde es ihm klar, wie unendlich er seine Gattin liebte. Und so unermeßlich stark war diese Liebe, daß er fühlte, er müsse über dem plötzlich aufgetauchten Zweifel an ihrer Gegenliebe wahnsinnig werden, wenn er länger anhielte. In solchen Augenblicken beneidete der Reiche den Armen. . . .

Die Töne des Klaviers verstummten, und leise Schritte wurden hörbar. Alexandra Petrovna erschien auf der Schwelle, Tschernin's reizende Frau, — eine schlanke Brünette mit glänzenden schwarzen Augen.

„Ah! Ich wußte nicht, daß Du zurückgekehrt bist,“ sagte sie. „Stelle Dir vor, bei den Parsky sind die Kinder an den Nasern erkrankt, und so mußte der heutige Ball verschoben werden.“

„Wäre es möglich?“ versetzte Tschernin, aber seine Stimme war so matt, daß sich Alexandra Petrovna darüber wunderte.

„Was hast Du denn?“ fragte sie, „ist etwas vorgefallen? Unannehmlichkeiten?“

Loris Pawlowitsch, der seine Gattin mit eifrig spähendem Auge betrachtete, erhaschte auf ihrem Gesichte einen kaum merkbaren Ausdruck der Unruhe. Da fuhr ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf, sein Gesicht begann nervös zu zucken, und vor heftiger Erregung erbleichend erwiderte er:

„Ja, es ist etwas vorgefallen. Ich wollte Dich nicht erschrecken; wenn Du aber selber bemerkst, daß ernste Sorgen mich drücken, so halte ich es für unmöglich, Dir die Sache zu verheimlichen. . . . die Geschäfte gehen schlecht.“

„Was?“

Starr, mit weitgeöffneten Augen blickte sie auf ihn. Auch sie kam jetzt in Unruhe, in Aufregung. Tschernin erhob sich von seinem Sitze, ohne den Blick von ihr abzuwenden. Sein Herz pochte so heftig, daß es zu schmerzen begann.

„Gleich. . . gleich,“ sagte er und entfernte sich vom Schreibtisch, damit die Flammen der Kerzen sein Gesicht nicht so verätherisch beleuchten könnten.

„Weißt Du,“ fuhr er fort, „in meinen Geschäftsangelegenheiten mache ich gegenwärtig eine schlimme Zeit durch. Alles ist sozusagen auf's Spiel gesetzt. Das kleinste Versehen, der kleinste unvorhergesehene Umstand kann uns das ganze Vermögen kosten. Da begreifst Du, denke ich, daß ich nicht ruhig sein kann.“

Je weiter er sprach, desto bleicher und bleicher wurde Alexandra Petrovna. Ihre Augen glänzten noch heller als früher, sie wurden noch größer und dunkler.

„Aber ich verstehe nicht,“ . . . brachte sie mühsam heraus, „warum hast Du denn alles auf's Spiel gesetzt?“

„Weil sich eine Gelegenheit bot, unser Vermögen zu verdoppeln.“

„Aber auch, es zu verlieren,“ rief sie gereizt aus. „Bist Du denn berechtigt, so zu handeln? Mich so ganz zu vergessen? Du hast mir kein Wort davon gesagt. Ich war so ruhig in dem Glauben, wir seien für immer versorgt.“

„Was kann man machen? Ich trage die Schuld,“ ächzte Tschernin. Die Worte wollten ihm nicht über die Lippen. Daß es ihm so wehthun werde, hatte er nicht vorausgesehen.

Sie zuckte unmuthig die Achseln und trat dicht vor ihn, indem sie ihn fragte.

„Und wäre es möglich, daß uns im Falle des Mißlingens gar nichts übrig bliebe?“

„Gar nichts. . .!“

„Aber vor der Hand hast Du noch keinen Grund, an dem glücklichen Verlauf der Geschichte zu zweifeln. Wir haben noch nichts zu befürchten? Sag' die Wahrheit. . .! Du bist ja so reich an Erfahrung, daß Du nicht fehlgehen kannst? Nicht wahr, es ist nichts?“

So forschte sie hastig mit bebender Stimme.

Tschernin stieß einen Seufzer aus und erwiderte:

„Im Gegentheil, ich muß gestehen, daß ich Dich belogen habe. Ich sagte, Alles sei auf's Spiel gesetzt. . . . Wisse also: Alles war auf's Spiel gesetzt — Alles ist verloren — wir haben nichts mehr.“

„Was? Was?“ schrie sie auf, und ihre Finger klammerten sich zuckend an seine Schultern. In ihren Augen blitzte so viel unerwartete Bosheit auf, daß Loris Pawlowitsch einen Augenblick erschrocken die feinigsten schließen mußte. Nachdem er eine Weile gewartet und neue Kraft gesammelt hatte, fuhr er fort:

„Meine eigene Anvorsichtigkeit hat uns gänzlich ruinirt.“

„Gänzlich. . .“ wiederholte Alexandra Petrovna mechanisch, mit erstikter Stimme, . . . gänzlich. . .!“

Verhaltener Zorn entstellte ihr schönes Antlitz. Tschernin sah ihr an, wie gern sie ausgerufen hätte: „Du bist ein Schurke!“, — wie fürchtbar sie gegen diesen Drang kämpfte.

„Und ich konnte glauben, daß sie mich liebe!“ dachte er. Er zwang sich zum Lachen über sich selbst, nur um nicht weinen zu müssen. „Aber kommen wir zum Ende!“ sagte er sich.

„Ja, wir sind ruinirt. Früher hatte ich in mir Thatkraft genug gefunden, Alles wieder gut zu machen. Mit waghalsiger Kühnheit wäre ich an's Werk geschritten, ich hätte mich aus der Situation herausgewickelt, hätte mich gerettet, hätte wieder Boden gewonnen, vielleicht einen noch festeren, als der frühere war.“

„Nun, und was hindert Dich jetzt? Ist Dir's jetzt nicht ebenso möglich?“

Sie rang nach Athem. Ihr Blick nahm eine unnatürliche Schärfe an.

„Nein, es ist mir nicht möglich. Früher fühlte ich die Kraft in mir. Jetzt aber bin ich ermattet — ermattet deshalb, weil ich nicht mehr an Deine Liebe glaube. Wozu sollte ich noch übermenschliche Anstrengungen machen, die mich erschöpfen, wenn meinem Leben aller Sinn und Zweck entschwunden ist?“

„Ach, meine Liebe? Was hat denn die damit zu schaffen? Jetzt ist keine Zeit darüber zu sprechen.“ Mit demselben Ausdruck, mit einem Tone, der etwas von Rohheit an sich hatte, hatte Alexandra Petrovna das gerufen; aber dann besann sie sich auf einmal und sagte:

„Doch nein, verzeihe mir! Ich weiß selber nicht, was ich sagte. Du hast mich ganz verwirrt gemacht, hast mich völlig niedergeschmettert. . . . Warum glaubst Du, daß ich Dich nicht mehr liebe als alles auf der Welt? Du bist ja alles im Stande, Du bist so klug. O rette mich, rette uns beide vor der Armut! . . . Ich liebe Dich, ja, ich liebe Dich! Wie soll ich Dich nur überzeugen?“

Sie wollte ihn umarmen. Tschernin aber schob sie behutsam zurück, er fürchtete, seine Hand möchte ihr unwillkürlich einen Schlag versetzen, der sie zu Boden schmetterte.

„Warte!“ sprach er mit heiserer Stimme, „das ist noch nicht alles. . . .“

Er trat zu der breiten feuerfesten Kasse, schloß sie langsam auf und nahm einige Päcklein Werthpapiere heraus, die er, eines

nach dem andern, auf den Schreibtisch schleuderte. Alexandra Petrowna blickte in stummer Verwunderung auf ihn.

„Höre!“ begann er dann wieder, sie fest in's Auge fassend, „ich habe noch viel mehr verschuldet, als Du glaubst. Ich habe es so weit gebracht, daß man morgen kommen wird, uns zu pfänden. Dieses Geld hier, ungefähr fünfzigtausend Rubel, wird zur Tilgung meiner Schulden, die durch unvorsichtiges Börsenspiel entstanden sind, verwendet werden. Dank dieser Summe, die ich glücklicherweise noch besitze, werde ich mich retten können. Uns aber wird nichts bleiben, keine einzige Koppeke, kein einziger Stuhl. Dafür aber wird Niemand berechtigt sein, meinen Namen zu verunglimpfen, Jedermann wird sagen, daß ich als Ehrenmann zu Grunde ging. . . . Wenn Du willst, so werde ich den Rest unseres Vermögens den Gläubigern entziehen. Ich werde dann ein Verbrecher sein, aber Du wirst sorgenlos irgendwo im Auslande leben können. Also entschieße Dich! Hier ist das Geld! Packe all' Deinen Schmuck dazu und reise schleunigst ab!“

„Soll ich nach Deutschland oder nach Paris gehen?“ fragte die Gattin im trockensten Geschäftston.

Tschernin war darüber so erschüttert, daß er einen Schrei der Wuth und Verachtung kaum zurückhalten konnte. Wie? Das ist alles, was sie ihm zu erwidern hat? . . . Um ihn selber kümmert sie sich gar nicht? — Der Kopf schwindelte ihm, sein Herz hörte auf zu schlagen, er war wie gelähmt. Er fühlte, daß er verrückt werden könne vor grimmem Zorn über diese Frau, die vor kaum einer Minute gewagt hatte, von ihrer Liebe zu sprechen.

„Nun?“ drängte sie ungeduldig. Augenscheinlich wollte sie sich schon zur Abreise fertig machen.

„Warte!“ sprach Boris Pawlowitsch abermals, zum Geldschrank zurückgehend, dem er diesmal einen Revolver entnahm.

Erschrocken taumelte Alexandra Petrowna zurück. Der sterbensmüde Blick ihres Gatten machte sie verwirrt. Er aber rachte laut auf und beruhigte sie dann mit eisigem Tone.

„Fürchte nichts, fürchte nichts!“

Er nahm die Waffe beim Laufe und schleuderte sie so kräftig gegen das Fenster, daß die Scheiben in kleine Stücke zersplitterten und der Revolver auf den Hof hinausflog.

Alexandra Petrowna glaubte, ihr Gatte sei wahnsinnig geworden, sein Verstand sei unter der Wucht des Unglückes zusammengebrochen. Mit der einen Hand den Hals gegen die entstandene Zugluft schützend, streckte sie die andere nach dem Gelbe aus. Boris Pawlowitsch lachte wieder laut auf, — es war ein böses, böses Lachen.

„Warte! Man muß sich zuvor doch erst aussprechen. Ich habe den Revolver immer bei der Hand gehabt, um mir eine Kugel durch den Kopf jagen zu können, sobald etwas einträte, was ich nicht zu überleben vermöchte. Jetzt bedarf ich seiner nicht mehr. Jetzt wird mich nichts mehr zum Selbstmord verleiten. Ich habe mich in Dir getäuscht, aber ich habe es über mich vermocht, von der Liebe zur Verachtung überzugehen und am Leben zu bleiben. Ja, und was ich Dir sonst noch sagen wollte: unsere Geschäfte sind im besten Stande. Ich wollte mich nur einfach von Deiner Liebe zu mir überzeugen, sonst nichts.“

Sie war jetzt vollends verwirrt, griff sich nach der Stirn und stürzte zu ihm hin. Er aber stieß sie zornig zurück und rief:

„So nimm doch das Geld! Nimm es, Du seelenlose Puppe! Nimm das Doppelte, das Vierfache! Du hast das Recht, für Deine Schönheit Millionen von mir zu fordern. . . . fordere nur, fordere! Von solchen Personen, wie Du bist, nimmt man nichts geschenkt an. . . .“

Doch da brach ihm plötzlich die Stimme, er begann zu weinen und fiel schluchzend auf seinen Sessel zurück; er sah ein, daß er nicht imstande war, die Heldenrolle weiterzuspielen. Er

liebt sie immer noch, er liebt sie bis zum Wahnsinn. Ohne sie kann er nicht leben. Er wird sie im nächsten Augenblick um Verzeihung bitten und wird sich noch mehr als bisher mit Geschäften beladen und sich das Leben sauer machen, um noch mehr Geld zu erwerben — alles nur, damit er sie nicht verliert.

(Nachdruck verboten).

Die Reise wider Willen.

Von E. F a h r o w (Neu-Ruppin.)

In Wiesbaden war's.

Die Saison flutete ihrem Gipfel zu. Alles, was man auf dem Kurplatz sah, war elegant, that wenigstens elegant und bewies die alte Erfahrung, daß, wer an der Heilquelle sitzt, sich amüsiren will.

Im Amüsement liegt ja eben die Heilung der modernen Nervenabspannung — sagt man.

Der junge Botmer war allerdings zur Kur hingereist, denn im Winter hatten sich Fußschmerzen bei ihm gezeigt, die der alte Hausarzt für Podagra, der jüngere „Spezialist“ aber für Rheumatismus erklärt hatte.

Podagra — lächerlich!

Mit zweiunddreißig Jahren!

Also nett war's in Wiesbaden, wirklich tiptop.

Die Miezi Schlurnberger war auch da, die Tochter von dem Wiener Backmehlfabrikanten, die ein so reizender Goldfisch war.

Werner Botmer dachte ernstlich daran, sich mit Miezi zu verloben. Ewig möchte man doch auch nicht ein lediger Berliner Assessor bleiben; und wenn schon geheiratet sein muß, dann doch wenigstens so eine feiche Süddeutsche, Wienerin oder Münchenerin — na kurz, eben die kleine Schlurnberger.

Vor dem Musikpavillon saß sie mit ihrem Vater und nickte gnädig, als der Assessor an den Tisch trat.

„Gestatten gütig?“

„Der Platz ist frei.“

„Haben gnädiges Fräulein schon über den Abend disponirt?“

„Hab' ich, Pa?“

„Du wolltest Dir ja die Millibini ansehen.“

„Richtig! Also zur Millibini gehen wir.“

„Wer ist denn das?“

Das ist die Prestidigitateuse, die da drüben geht — die da, die die drei Tschaperln führt — — —

Dieser erstaunliche Satz ward mit solcher Volubilität und in so niedlichem Wienerisch herausgeschmettert, daß Botmer ganz erschrocken sagte

„Heiliges Automobil! Gnädiges Fräulein, zeigen Sie mir mal Ihre kleine Zunge, ob die nicht zerbrochen ist!“

Miezi hielt den Fächer vor ihr dunkles Gesichtchen, zeigte dem Assessor ein Viertel ihrer rosigen Zunge und erhob sich, um zu der Gruppe, die sie soeben dem Assessor bezeichnet hatte, hinzugehen.

Die „Millibini“, eine große, rothblonde Dame, lächelte Miezi freundlich entgegen, denn sie war eine Kindheitsfreundin derselben gewesen, bevor sie von ihrem Vater dessen weltberühmte Tricks erlernt hatte.

Die drei „Tschaperln“, junge Herren aus keiner Gesellschaftsklasse dienernten tief, als Fräulein Schlurnberger herantrat und zogen sich darauf bescheiden zurück.

„Na, Miezi, was giebt's?“

„Ich muß mich bei Dir ein bißchen erholen von diesem Berliner Anbeter. Mein, Papi, ist der sad!“

„Er ist wohl nicht so goldig wie Dein Franzl?“

„So goldig kann überhaupt gar nichts auf der Welt weiter sein. Aber der dumme Pa will ja nicht.“

„Na ja. Ist halt ein Konkurrentensohn Dein Franz.“
Montecchi und Capuletti,“ seufzte Miezi.

„Du kriegst ihn ja doch, den Deinigen! Daß nur nicht den Kopf hängen, das steht Dir nicht“, antwortete prompt Pepi Czircz — wie die Millibini eigentlich hieß.

„Der Franzl kommt übermorgen her,“ verkündete Miezi.

„Na siehst! Das dach' ich mir ja.“

„Ja, aber zuvor muß der gräßliche, preußische Assessor weg!“

„Ist er denn so arg?“

„Alle Heiligen! — Er ist ja felsenfest überzeugt, daß er bloß die Hand nach irgend einem Mädcl auszustrecken braucht, und schwapp, hat er sie.“

„Hat er Dir das gesagt?“

„Ja; wahrhaftig, er hat's gesagt!“

„Muß der aber dumm sein!“

„Haha, er hält sich für so klug — überhaupt giebt es gar nichts Hervorragendes, wofür er sich nicht hält! — Allen Ernstes hat er mir mit gelangweilter Miene gesagt, „es sei doch nu mal nicht anders, wo er hinkäme, angelten die jungen Mädchen und die Mütter nach ihm. Schließlich sei eben ein Assessor doch was anderes als so ein — Deutnant!“

„Aha, daher Deine Wuth! Hat denn der Herr eine Ahnung, daß Dein Franz — Offizier ist, daß er überhaupt existirt?“

„Nein, voriges Jahr, wo der Botmer mich in Ischl kennen lernte, war er nicht da.“

„Ischl, Wiesbaden — der Herr Botmer scheint also Geld zu haben?“

Betrübt nickte Miezi:

„Das ist es ja eben! Er hat was, und der Franz hat nix! Deshalb neigt ja auch Pa so nach Preußen hinüber. Ach, einzigste, goldene Pepi, eskamotir' mir doch den Kerl weg!“

Pepi lachte, aber ein schelmisches Licht blühte in ihren Augen auf. Nach einigen Minuten des Nachdenkens sagte sie:

„Ich will versuchen, Dir zu helfen. Meine drei Deutchen dort — es sind meine Gehülfen — muß ich freilich in's Vertrauen ziehen, aber sie sind diskret. Wenn's einen Skandal setzt, wasch' ich meine Hände in Unschuld. Vielleicht mißlingt's auch — das kommt bei der Magie immer nur drauf an, ob man den günstigen oder den ungünstigen Augenblick erwischt.“

Am Abend ein glänzend erleuchteter Kurhausaal.

Ein glänzendes Publikum. Glänzende Toiletten. Besonders der Assessor ist auf der Höhe. Er trägt die selbstverständlichen weißen Samaschen, einen bezaubernden Wiedermeierrock und dito Halsstragen — beinahe sieht er aus wie der „lustige Chemann“, der er so gerne werden möchte.

Madame Millibini werkelt seit einer Stunde schon auf der Bühne herum.

Sie sieht entzückend aus, denn sie trägt ein weißes, schlankes Empirekleid, das nur bis zu den Knöcheln reicht, und ihre Arme sind bis zur Schulter hinauf frei. „Im Ärmel kann ich also nichts verstecken,“ wie sie in einer drolligen, kleinen Einführungsrede gesagt hat.

Man ist sehr zufrieden mit ihr, man klatschte immer lauter, man schickt ihr schon Blumen, und die Damen konstatiren wohlwollend, daß die Haarfarbe der Künstlerin nicht von Wasserstoff-Superoxyd herrührt. Dazu ist sie zu satt und zu gleichmäßig.

Ganz vorn in der ersten Reihe sitzt die Miezi neben Herrn Schlurnberger, auf ihrer andern Seite Herr Botmer.

Er hat eine bescheidene Blume im Knopfloch, die es jetzt „nicht giebt“, und wofür er einen Thaler bezahlt hat; es ist ein Maiglöckchen.

Der zweite Theil der Vorstellung neigt sich seinem Ende zu, die Millibini tritt an die Rampe und spricht:

„Seht, meine hochverehrten Herrschaften, hab' ich nur noch zwei Hegereien auf dem Programm — das sind aber wirkliche Hegereien — ich bitt' also um Nachsicht!“

Da die hübsche Dame schon mehrmals im Laufe des Abends zärtliche Blicke auf den feinen Assessor geworfen hat, beschließt dieser, nicht länger ein Unmensch zu sein, sondern diesmal auch auf die Bühne zu gehen, wenn die „Zauberhexe“ es verlangt. — Vor zehn Minuten sind ein deutscher Prinz und ein schwedischer Graf hinaufgestiegen, da kann es schließlich ein Assessor auch 'mal thun. Und richtig — die rothblonde Zauberin bittet um einige Taschenuhren, welche die Herren ihr persönlich überbringen möchten. „Aber goldene müssen es sein,“ plauscht die lebenswürdige Wienerin, — „ich mein' die Uhren — nicht die Herren.“

Alles lacht, sechs Herren gehen hinauf, mit ihnen auf einen besonders einladenden Augenvink hin auch Botmer.

Die übliche Durcheinandermengung geschieht, die sechs Uhren mit Kette werden in einen Mörser gethan, den einer der drei Gehülfen gebracht hat. Die Dame zerstampft die Uhren in Atome; den Herren wird wider Willen ein wenig warm dabei.

Endlich reicht die Zauberin den großen Mörser mit den tausend Metall-, Glas-, Gold- und Porzellansplintern im Saale herum. Man untersucht den Brei und schüttelt die Köpfe.

„Thut nichts, thut nichts, ich reparir' sie wieder,“ sagte die Millibini zu den sechs Leidtragenden.

Und wahrhaftig, sie nimmt in ihre leeren Händchen etwas von dem Splitterhaufen, reibt ihn ein klein wenig und — siehe da — die erste der Uhren entsteht aus den Splintern!

„Bitt' schön!“ sagt die Magierin und reicht die Uhr ihrem richtigen Eigenthümer zurück. „Sie finden auf der Innenseite des Deckels Ihren Wahlpruch“, setzt sie hinzu. „Erst in vierzehn Tagen wird er verschwinden, versuchen Sie ihn fortzubringen, es wird Ihnen nicht gelingen.“

Der Herr öffnet die Kapsel seiner Uhr. Was findet er in blauer Emaille darin geschrieben? „Ander Städtchen, ander Mädchen“ — — wie er selbst gutmüthig vorliest.

Schallendes Gelächter belohnte den Scherz. Und in gleicher graziöser Weise vertheilte nun die Dame die übrigen Uhren. Botmer's kam als letzte an die Reihe.

„Ihren Wahlpruch lesen wir aber nicht vor!“ sagte die Millibini schalkhaft. Zum Publikum geneigt setzte sie in lautem Flüstern dazu: „sonst krieg' ich's mit dem Staatsanwalt zu thun!“

In rother Emaille stand auf dem Innendeckel geschrieben: „Veni, vidi, vici“

„Halt, halt!“ rief Pepi Czircz, als die Herren hinabsteigen wollten, „zwei von Ihnen muß ich unbedingt noch hierbehalten — länger vielleicht, als Sie denken! — Sie, bitt' schön, Herr Baron (dies zu einem Offizier in Civil) und Sie, Herr Assessor, auch. Hierbei trat die reizende Hexe dicht an die Lampen und sprach:

„Das Verschwinden einer Dame durch einen Prestidigitateur ist schon alt — so alt wie eben Entführungen des schwachen Geschlechts durch das stärkere von je her gewesen sind. — Ich, meine verehrten Anwesenden, ich werde aber beweisen, daß im zwanzigsten Jahrhundert das weibliche Geschlecht das stärkere ist! Und daher entführe ich mir den Herrn, der mir unter all diesen Reden und Helten, die heut Abend hier versammelt sind, und die mir die Wahl so schwer machten, — am besten gefällt!“

Sie winkte ihren Gehülfen, die einen gewöhnlichen, großen Reisekorb herbeibrachten.

„Stellen Sie ihn auf den Tisch,“ befahl die Millibini, „damit die Herrschaften nicht denken, ich lasse meinen Gefangenen in eine Verfenkung fallen.“

Es geschah, und mit liebenswürdigen Worten bat sie nun das Publikum, den Korb nochmals zu untersuchen.

Es war thatsächlich ein gewöhnlicher Reisekorb. „Ich hab' ihn heut erst im Zehnmarkbazar gekauft,“ erklärte Pepi unter dem beifälligen Lachen des Publikums, — die eingebrannte Marke der Wiesbadener Firma fand sich deutlich auf dem Deckel vor.

„Und nun bitte — steigen Sie ein, mein Herr, die Reise in das unbekannte Land soll beginnen.“

Dem Assessor blieb nichts übrig, als mit Hilfe einer Leiter in den Korb zu klettern. Der zweite, auf der Bühne befindliche Herr ward ersucht, den Deckel zu schließen und sich oben darauf zu setzen. „Hokuspokus,“ sagte die Millibini, indem sie ihren Gehülften winkte, — „bitte — ist der Herr noch drin?“

Man öffnete den Korb — er war leer. —

Donnerndes Bravo erscholl, nochmals Bravo — dann ein Aufbrechen — die Millibini verneigt sich zum letztenmal, der Vorhang fällt, die Vorstellung ist aus. —

„Na, wo ist denn nun der Assessor?“ fragt Herr Schlurnberger seine Tochter.

„Weiß ich's? Gott sei Dank, daß er weg ist.“

„Wird schon wiederkommen.“

Aber er kam nicht wieder!

Am nächsten Abend brachten die Blätter die humoristisch boshafte Notiz, daß der Herr Assessor B., dessen guter Geschmack in bezug auf Frauenschönheit ja bekannt wäre, mit der hübschen und feinen Millibini auf einige Tage verreist sei; man habe das Paar zusammen abreisen sehen.

Das letztere war eine Lüge. Aber da die Artikel von der schlauen Pepi herstammten, ging es niemand weiter etwas an.

Herr Schlurnberger war ein moralischer Mann. Und deshalb war er so empört über Herrn Assessor Dotmer, daß er dem am nächsten Tage auftauchenden Leutnant Franzl wirklich die Hand seiner Wiezi zusagte.

* * *

Der Herr Assessor wachte sechszunddreißig Stunden, nachdem er in den Reisekorb gestiegen war, in dem Luxuszug Basel—Frankfurt—Berlin auf. Er war allein im Koupee.

Ein großer, leerer Reisekorb stand in dem Gepäckwagen des Zuges; sein Billet hatte er in der Brusttasche und Kopfschmerzen hatte er auch — das wußte er.

Weiter wußte er aber nichts! —

Und da er in der Folge einsah, daß kein Mensch ihm diese räthselhafte Reise wider Willen glauben würde, schwieg er lieber darüber. Wenn er aber der Millibini jemals wieder begegnete — dann wehe!!!

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald Bromberg.

Worträthsel.

Beim Leid giebt's Trost dem wunden Herzen.
Am Tag ist es die Essensstunde.
Gefühl hat es bei Andern Schmerzen,
Doch bei der Theilung giebt es Kunde.

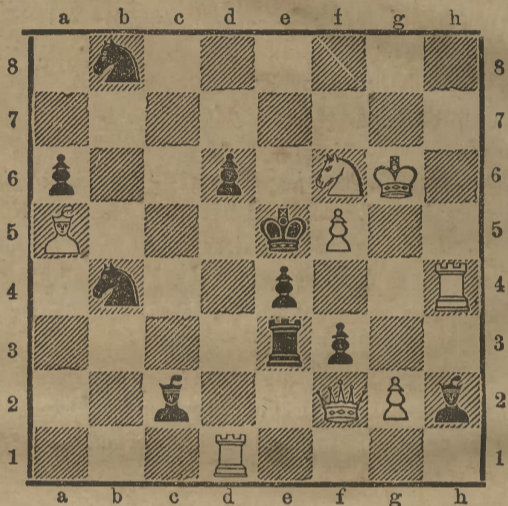
Logogryph.

von German Rothenfels.

Mit **H** läuft flink es über's Feld,
Mit **V** es Jedermann gefällt:
Mit **N** hast Du es im Gesicht,
Mit **B** es meistens zu viel spricht!

Schachaufgabe.

Von R. G. Thompson (Brighton Society = Turnier.)



Weiß.

(8-10)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Tunken werden Feuer.

Auflösung des Magischen Quadrats.

K A R L
A R I E
R I G I
L E I M

Auflösung der Zahlenpyramide.

A
A I
A L I
L I A S
E L I A S
S A L I N E

Auflösung des Akrostichons.

a. Aß, Stern, Aßen, Aße, Bier, Raupe, Bart, Auge.
b. Paß, Ostern, Rafen, Tasche, Ubier, Graupe, Abart, Lauge.
Portugal.

Auflösung der Charade.

Bosamentier.

Auflösung des Silbenversteckräthfels.

Derne Ordnung, liebe sie und übe sie.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a8; b10; c10, 7; d10, K, D, 9, 8, 7.
M. a, b, c, dB, aA, 10, K; b7; cK; dA.
S. a7; bA, K, D, 9, 8; cA, D, 9, 8.
Stat: aD, 9.

Spiel:

1. B. dD, dA, a7 (-14). 2. S. cA, c10, cK (-25).
2. S. bA, b10, b7 (-21). Damit haben die Gegner 60.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Stanislaus Musielewicz, F. Bock, Julius Wernick, Hans Kühl, Anna Meyer, S. Schl., Werner Hoffmann, Bromberg.